

BERND H. GOETZ

SARVASSAM

FANTASTIC FICTION

GESCHICHTEN AUS
DEM NIRGENDWO

•HOPF•

BERND H. GOETZ
Sarvassam

Geschichten aus dem *NIRGENDWO*

Impressum

Originalausgabe Juni 2022

Text © Bernd H. Goetz

Copyright © 2022 der E-Book-Ausgabe by Verlag Peter Hopf,
Minden

Cover © Axel Blotevogel

Korrektur: Andrea Velten, Factor 7

ISBN ePub 978-3-86305-310-9

www.verlag-peter-hopf.com

Alle Rechte vorbehalten

Die in diesem Roman geschilderten Ereignisse sind rein
fiktiv.

Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Begebenheiten, mit
lebenden oder verstorbenen Personen wäre rein zufällig und
unbeabsichtigt.

Der Nachdruck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und
die Verbreitung des Werkes in jedweder Form, insbesondere
zu Zwecken der Vervielfältigung auf fotomechanischem,
digitalem oder sonstigem Weg, sowie die Nutzung im
Internet dürfen nur mit schriftlicher Genehmigung des
Verlages erfolgen.

Inhalt

Auftakt – Erinnerungen

Gegenwart – Rückblick

Vergangenheit – Aufzeichnung

Gegenwart – Erinnerung

Vergangenheit – Aufzeichnung

Gegenwart – Erinnerungen

Ferdinand Hergerts Erzählung – Sarvassam

Gegenwart

Ferdinand Hergerts Erzählungen

Der KERN der Spur

Das Rätsel der Spur

Das Wesen der Spur

Sarvassam – Das Wirken der Spur

Gegenwart – Bericht

Ferdinand Hergerts Erzählung – Der Weg ZURÜCK

Gegenwart – Das Ende seiner Reise

Erkenntnis

Der Fremde – eine Hoffnung

Am Ende ein Anfang

BERND H. GOETZ

Sarvassam

Geschichten aus dem *NIRGENDWO*

In einer Welt, in der nur das
Rationale und Materielle
im Vordergrund allen Strebens liegt
und Beachtung findet,
ist es schwer,
glaubhaft zu vermitteln,
dass nur dem Natürlichen
alles Wunderbare entspringt.

Mit Vorstellungskraft und Empathie ausgestattet,
sollten durch Fantasie
und Ideenreichtum
jedem Wesen genug Möglichkeiten
zur Verfügung stehen,
Realitäten zu erschaffen,
deren Existenz von Dauer ist.

Ferdinand Hergert

Auftakt – Erinnerungen

Als ich Ferdinand Hergert zum ersten Mal begegnete, hielt ich ihn für einen Spinner. Einen liebenswerten, aber dennoch einen wilden Fantasten mit allzu überbordender Fantasie.

Mehr als ein halbes Leben ist das jetzt her. Und es wundert mich noch immer, dass ich, zu der damaligen Zeit eher introvertiert, denn kontaktfreudig, mit Ferdinand vom ersten Augenblick an in ein vergleichsweise angenehmes Gespräch verstrickt war. Ein Gespräch geprägt von einer Vertrautheit, die durch nichts zu erklären war.

Nun, er machte es einer Person wie mir, die damals eher dem Zuhören, als der Kommunikation zugeneigt war, nicht allzu schwer, da er ohnehin beständig von diesem, jenem und allem am Reden war. Er kam, wie es so schön heißt, vom Stock aufs Stöckchen, was sehr häufig in ellenlange Monologe ausuferte. Anstrengend war es und ermüdend zuweilen. Aber in all der langen Zeit, seit wir damals unseren jugendlichen Spinnereien nachhingen, habe ich genügend Erfahrung gesammelt und Möglichkeiten gefunden, seinen Redefluss, wenngleich nicht zu stoppen, so zumindest zu unterbrechen, um ein Gespräch neu zu gestalten oder wieder in die ursprünglichen Bahnen zurückzulenken.

Damals, mit Anfang zwanzig, eher noch ein Schweiger, denn ein Redner, fand ich es trotzdem seltsam, dass er ausgerechnet dann neben mir stand, als ich mich intensiv mit einem der ausgestellten Original-Panels aus François Schuitens Graphik-Novelle »*Les Cités obscures* / Die

geheimnisvollen Städte« eingehend befasste und gedankenverloren damit auseinandersetzte.

»Faszinierend, wie Monsieur Schuiten eine fremdartige Atmosphäre mit vertrauter Architektur kombiniert«, sprach er mich von der Seite her an. Es waren seine ersten an mich gerichteten Worte.

»Hm?« Fragend tauchte ich aus meiner Betrachtung und blickte in amüsiert blitzende Augen. Er war etwas größer als ich. Offensichtlich in gleichem Alter, wenn ihn auch eine eigenartige Aura von Erfahrung umgab, die keinesfalls typisch zu nennen war. »In der Tat.« Nicht unfreundlich, aber doch deutlich verstimmt über die Störung, fiel meine kurze Antwort aus.

Doch anstatt mich wegzudrehen, wie es sonst der Fall gewesen wäre, wandte ich mich diesmal nicht von dem Störenfried ab und ging meiner Wege. Nein, ich blickte in das offene Gesicht meines Gegenübers und gab meine gewonnenen Eindrücke zum Besten. So entspann sich eine angeregte Unterhaltung über feine Strichführung, klare Linien, Ausdruckstärke, frühe und moderne Architektur, reale Welten und jene, die, fantasiegeboren, dennoch existieren konnten – irgendwo im Nirgendwo.

Ja, nirgendwo. Exakt dieses *NIRGENDWO* sollte, ist und wird auf ewig wohl unsere gemeinsame Freundschaft und die daraus resultierende Verbindung beschreiben.

Was auch immer uns damals zusammengeführt hatte, sei es nun Zufall, Fügung, Schicksal oder Bestimmung, egal, was dieser ersten Begegnung folgte, war eine sehr lange, zeitweilig lose und doch immer intensive Freundschaft. Im Verlauf unserer unzähligen Treffen hatte Ferdinand Hergert begonnen, mir von einer realen Imagination zu berichten. Von einer Realität, die der uns umgebenden nicht unbedingt fremd ist. Sie wäre wohl am ehesten vergleichbar mit den fiktiven Szenarien einer Film- oder Spielewelt. Der Unterschied läge jedoch in ihrer tatsächlichen Existenz.

Dem Unbegreiflichen schon immer zugeneigt, musste

Ferdinand schon damals meine Bereitschaft gespürt haben, absonderlichen Dingen, wenn schon nicht Glauben zu schenken, so doch vorbehaltlos daran teilzuhaben. War ich doch selbst oft genug mit unbegreiflichen Geschehnissen konfrontiert, von denen nur wenige, mir sehr nahe stehende Personen, Kenntnis hatten. Eines Tages nahm ich ihn auf in den Kreis der Eingeweihten, als ich wieder einmal in die Verlegenheit kam, Erläuterungen abzugeben. Meist in Form von bruchhaften Informationen, um sie vor dem Befremdlichen zu schützen, oder weil sie unfreiwillig Zeuge verstörender Ereignisse geworden waren. Keiner jedoch wusste die ganze Wahrheit, wodurch ihr Leben allerdings nicht zwangsläufig weniger kompliziert beeinflusst wurde. Als Ferdinand mir aber zu vermitteln versuchte, dass es ihm gelungen war, dieses, in unseren unzähligen Gesprächen, oftmals als *NIRGENDWO* bezeichnete Reich entdeckt zu haben und in dessen Realität eingetaucht zu sein, war ich dann doch mehr als nur skeptisch.

Ferdinand war schon immer ein genialer Erzähler gewesen. Er konnte ganze Romane so lebendig nacherzählen, dass niemand, dem er davon berichtete, das Buch oder die Geschichte zur Hand nehmen musste. Dieser fantasiebegabte Träumer konnte mit seinen Geschichten Stunden füllen, ohne zu langweilen. Sie aufzuschreiben hätte gelohnt. Allein die Inhalte waren flüchtig, wie die Worte, die in atemloser Stille zwischen den Zuhörern verklungen. Keiner dachte in diesen Momenten daran, sie festzuhalten und zu bewahren.

Meine unausgesprochenen Zweifel verletzten ihn tief, das spürte ich. Doch er wurde es nicht müde, mir zu beteuern, dass alles von dem, was er versuchte, mir mit eindringlichen Worten zu schildern, tatsächlichen Erlebnissen entsprach.

Eines Tages, viele Jahre später, erzählte mir Ferdinand von der *Einsamen Stadt*, wie er sie nannte. Einer Stadt, die auf dem Bruchstück einer zerborstenen Welt durch das *Dunkel* des Äthers trieb. Ich war zu verblüfft, als dass ich ihn nach

der Herkunft seines Wissens fragte. Denn exakt dieses Szenario hatte ich entworfen, um für meine bis dahin verfassten Geschichten und dem daraus entwickelten Brettspiel ›Weltenbaum‹ einen zentralen Hintergrund zu schaffen.

Eine Situation, die noch in weiter Ferne lag und wovon noch zu erzählen ist.

Trotz aller Skepsis lauschte ich dennoch, fasziniert von seinen Ausführungen, und tat sie nicht rundweg als Humbug ab. Bald erinnerte ich mich, es immer bedauert zu haben, seine früheren Erzählungen nicht bewahrt zu haben, und so begann ich, unsere Gespräche auf Tonband heimlich mitzuschneiden.

So ging es lange Zeit, bis die Abstände zwischen unseren regelmäßigen Treffen immer größer wurden. Die Gemeinsamkeiten blieben, doch die Interessen verschoben sich. Verantwortlichkeiten drängten dazwischen. Die Vertrautheit im Wissen um unsere Freundschaft blieb davon unberührt. Aber aus einst nächtelangen Gesprächen waren inzwischen kurzweilige Stunden geworden, in denen die Erörterung der Aspekte des *NIRGENDWO* nur noch selten unsere Unterhaltung beherrschte.

Es verstrichen Wochen, später lagen Monate zwischen unseren vereinbarten Begegnungen. Irgendwann erschien Ferdinand Hergert nicht an dem üblichen Treffpunkt. Es kam immer wieder mal vor, dass er die Termine aus irgendwelchen Gründen hatte verschieben müssen. Da seine beständigen Reisen ihn rastlos von Ort zu Ort trieben, hatte er bislang alle Zusammenkünfte organisiert und bestimmt. Niemals zuvor war er einem Treffen fern geblieben, ohne sich zu melden. Zum damaligen Zeitpunkt wusste ich also nicht, wo in aller Welt er sich diesmal aufhielt. So blieb mir nichts anderes übrig, als auf ein Lebenszeichen von ihm zu warten.

Es kam keine Nachricht. Er blieb verschwunden.

All den Spuren, die ich aus spärlichen Erkenntnissen

nachverfolgen konnte, verliefen im Sand. Ferdinand blieb unauffindbar.

Ein seltsamer Zufall vor ein paar Jahren brachte mir dann die traurige Gewissheit, dass ich Ferdinand Hergert wohl nicht mehr würde begegnen können. Im Zusammenhang mit dem Aufarbeiten der von mir über lange Jahre archivierten Manuskripte des Ætheronauten Maark Bendart stieß ich auf eine Erzählung, in der eine Person namens Ferdinand Hergert eine nicht unwichtige Rolle spielt.

Es war wenig tröstlich, auf Umwegen über diesen verschlungenen Informationspfad zumindest ein Lebenszeichen meines Freundes zu erhalten. Und eine späte Einsicht traf mich wie ein Blitz: Ich hatte ihm unrecht getan, all seinen Beteuerungen zum Trotz, ich hatte ihm nicht geglaubt. Es beschämt mich immer noch, auch in diesen Momenten, da ich dies niederschreibe.

Doch bei all meiner Trauer darüber, ihm wohl nie mehr in die Augen schauen zu können, erfüllt es mich doch mit Freude, dass er im *NIRGENDWO* seinen Platz gefunden hat.

Unter diesem Eindruck und auch als Zeichen verspäteter Einsicht, den Wahrheitsgehalt seiner Behauptung zu akzeptieren, dass es ihm tatsächlich gelungen war, einen Weg in die Realität des *NIRGENDWO* zu finden, habe ich beschlossen, nach den vergessenen Tonbändern zu suchen.

So hatte ich damals gedacht und entsprechend gehandelt und damit begonnen, das Material zu sichten und zu bearbeiten. Die Realität jedoch sollte meinem Vorhaben sehr bald schon ein verblüffendes Ende bereiten.

Doch möchte ich an dieser Stelle nicht den Geschehnissen vorgreifen.

Gegenwart – Rückblick

In heutigen Tagen kann sich wohl kaum jemand vorstellen, welcher Aufwand noch betrieben werden musste, um mit Tonbandgeräten heimlich Aufzeichnungen zu bewerkstelligen. Geräte in den Ausmaßen eines heute gerade noch zulässigen Handgepäcks für Flugreisen und Mikrofone, die kaum kleiner waren, als eine Zigarettenschachtel. Ebenso der Platzbedarf, der vorzusehen war, um all das zu verbergen. Improvisationstalent war gefragt und davon nicht wenig.

Der Karton, in dem ich die Bänder vermutete, hatte die notwendigen Ortswechsel, bedingt durch veränderte Lebensumstände, fast unbeschadet überstanden und schien auch nie in Gefahr gewesen, dem mit jedem Umzug verbundenen Schrumpfungsprozess zum Opfer gefallen zu sein. Wohl wegen des Hinweises *Wichtige Unterlagen*, der inzwischen mit fast verblicheneren Großbuchstaben darauf zu lesen war. Nie zuvor in all den Jahrzehnten, die seit damals vergangen waren, hatte ich einen Blick auf den Inhalt dieser verstaubten Kiste geworfen. Die harten, grauen Kunststoffkassetten (Format 19 mal 19 Zentimeter), schienen kaum gelitten zu haben. Ihr Inhalt, achtzehn Zentimeter Spulen dünn aufgerolltes Magnetband, dagegen hatte das noch zu beweisen. Auf den ersten Blick wurde mir klar, dass es keine leichte Aufgabe werden würde, die Aufzeichnungen ihrer ursprünglichen Chronologie wieder zuzuordnen, hatten doch die angebrachten Klebeschilder an den Klappprücken im Laufe der Zeit an Haftung eingebüßt.

Was sich jedoch als sehr viel schwieriger gestalten sollte,

war, das angestaubte Abspielgerät wieder in Betrieb zu nehmen. Galt es doch, die Funktion eines kompakten Gerätes von der Größe eines mittleren Reisekoffers zu prüfen und wieder herzustellen. In Folie gepackt, herrschte es über den Großteil einer ausgemusterten Schrankwand, die im Verbund mit allerlei anderen Elektrogeräten, vermutlich in einem Anfall von Nostalgie, dort eine Heimat gefunden hatte. Ich fand es wohl ratsam, sozusagen als Beispiel frühzeitlicher Analogtechnik, das aufzubewahren, was in meiner Jugend an Equipment notwendig gewesen war, was heutzutage ein winziges Smartphone zu dokumentieren in der Lage ist.

Die Qualität der Magnetbänder entsprach leidlich dem mühsamen Betrieb des Abspielgerätes. Nachdem der Tonkopf gereinigt und das Laufwerk, Antriebsräder, Andruckwalzen und Spulenteller, nach Öffnen der Verkleidung freigelegt, manuell von ihrer Jahrhundertstarre erlöst wurden, vernahm ich erstmals seit vielen Jahren die mir so vertraute Stimme von Ferdinand Hergert. Stark verrauscht und schwankend verzerrt durch den unrunder Lauf des Antriebs. Aber doch deutlich und klar in seiner Aussage.

Es ist schön, mein Freund, wo auch immer du inzwischen sein magst, deiner Stimme zu lauschen und an deinen lebhaften Schilderungen teilzuhaben.

Vergangenheit – Aufzeichnung

»Ich weiß, was du mir jetzt sagen wirst.« Ferdinands Stimme, kräftig und, wie immer, von einem Lächeln begleitet, ließ mich nicht zu Wort kommen. »Nein, ich habe dir nicht nur einmal erklärt, dass ich von dem Weg, den ich seinerzeit eingeschlagen habe, unter keinen Umständen abweichen werde.«

Dass er, wie ich ihm damals schon, und das zu Recht, vorwarf, einem dunklen Pfad folge, ließ er zum wiederholten Male nicht gelten.

»Du magst vielleicht recht behalten«, gab er mir zu verstehen, »trotzdem wirst du mich nicht davon abbringen. Zu viele Möglichkeiten haben sich mir eröffnet, dem *NIRGENDWO* teilhaftig zu werden und darin meine Erfüllung zu finden. Wenn du bereit wärst, mir einmal dorthin zu folgen, würdest du anders darüber denken und mich verstehen.«

Eine Pause entstand. Ganz sicher nur deshalb, weil ich überlegte, mit welchen Argumenten ich am besten meinen Freund davon überzeugen konnte, dass er im *JETZT* – wie wir unsere angestammte Realität inzwischen bezeichneten – zu bleiben hatte und seine Pläne nicht weiter verfolgen sollte.

»Junge«, so nannte er mich immer, denn er spürte genau, wann ich verzweifelt nach Argumenten suchte und dabei nicht weiter kam, »bleib ruhig. Lass dir erzählen, und höre mir einfach zu.« Wieder stahl sich dieses mir so vertraute Lächeln in seine Stimme. Es war ebenso entwaffnend, wie es mich, selbst in diesem Moment, über den Abgrund der

Zeit hinweg, immer noch verärgerte. Zeigte es mir damals, wie heute, deutlich seine Überlegenheit und mir mein Unvermögen in meinem Widerspruch zum wiederholten Male, zu schwach argumentiert zu haben.

Aber ich wollte nichts mehr hören von seinen Fantastereien, die ihn immer weiter der Gegenwart entfremdeten und seine geistige Gesundheit gefährdeten.

»Du nennst mich einen Fantasten, einen Spinner. Meinetwegen. Aber im Gegensatz zu dir Träumer sehe ich nicht die nur pure Fantasie und reine Vorstellungskraft, sondern erkenne darin eine substantielle Realität dahinter. Was ich dir auch eines Tages beweisen werde.«

Bis heute hatte ich vergessen, dass mir unsere damalige, sehr ernsthafte und heftige Auseinandersetzung noch lange im Gedächtnis geblieben war, markierte sie doch einen Wendepunkt innerhalb unserer bis dahin spekulativen Diskussionen.

Über die Distanz der Zeit hinweg konnte ich das Gespräch anders bewerten.

Trotzdem versuchte ich, der damaligen Situation nachzuspüren. Was war anders gewesen als sonst? Doch die Aufzeichnung war zu verrauscht und undeutlich, als dass ich hätte erkennen können, was die Nebengeräusche bedeuten konnten, die unser plötzliches Schweigen begleiteten. Die Stille trug etwas Endgültiges, Unwiderrufliches mit sich, was ich damals jedoch nicht erfasste. Selbst heute, im Abstand der vielen Jahre, kann ich nicht nachvollziehen, was damals mit uns geschah.

»Hör mir zu, *Hardie*.« Ferdinands Stimme war jetzt ernst, es fehlte das übliche, so gewinnende Lächeln darin. Damals begriff ich es nicht. Heute, im Rückblick, ist mir natürlich klar, dies war ein Abschied. Nicht für immer, wie ich inzwischen wusste, aber doch eine Trennung, die nur durch das starke Band einer tiefen Freundschaft überdauern konnte. »Du wirst mich nicht umstimmen können. Zu keinem Zeitpunkt kann und werde ich die Chancen

aufgeben, was mir der Pakt mit dem *Seelenbund* – ich hatte ihn bereits einmal erwähnt – ermöglicht, um dorthin zu gelangen, wohin mein Streben gerichtet ist.«

»Das *NIRGENDWO* zu erreichen«, flüsterte ich in die entstandene Pause hinein. Und auch, wenn die Aufnahme von damals meine Antwort nur unverständlich wiedergab, waren es exakt diese vier Worte resignierter Feststellung gewesen, die ich gemurmelt hatte.

Dann, als hätte dieser Augenblick der Wahrheit nie zwischen uns gestanden, sagte er in seiner unübertroffenen Art, Schwerwiegendes achtlos beiseitezuschieben: »Also komm schon. Lehn dich zurück und lausche, wovon ich dir zu berichten habe. – Zuhören«, und da war es wieder, dieses unvermeidliche Lächeln voller Optimismus und Zuversicht in seiner lebhaften Stimme, »ist doch ohnehin deine Stärke.«

Unweigerlich musste ich lächeln, wobei mir Tränen in den Augen standen.

Erst in diesen langen Augenblicken des Erinnerns wurde mir klar, dass es dieser Abend, mit all seinen Kontroversen und heftigen Diskursen, gewesen sein musste, der Ferdinand Hergerts Entscheidung darin bestärkte, dem steinigen Weg seiner Suche nach Erkenntnis weiter unbeirrt zu folgen.

Ich schaltete das Gerät ab.

Gegenwart – Erinnerung

Sein Pakt mit dem *Seelenbund*, ich erinnere mich vage. Ferdinand hatte mir davon erzählt. Vor vielen Jahren. Damals, als er unvermittelt vor mir gestanden hatte. Hager, kantig und sichtlich gealtert. Ich hatte ihn nicht gleich erkannt, sondern den Möbelpackern zugeordnet, die mir bei meinem Umzug in eine andere Stadt behilflich waren, Schachteln, Kisten und alles andere Inventar in den Lkw zu laden.

Er wirkte nicht mehr wie der gleichaltrige Freund, den ich etwa zehn, fünfzehn Jahre nicht mehr gesehen hatte. Niemand, der mein Gegenüber und mich betrachtete, hätte angenommen, dass wir beide die Vierzig gerade mal überschritten hatten. Dieser Mann, drahtig, mit kantigen Zügen, musste viele Jahre unter widrigen Umständen gelebt haben.

Ferdinand Hergert war zurückgekehrt, von wo auch immer. Ohne festen Wohnsitz, hatte er mein Angebot angenommen, sich bis auf Weiteres in meinem neuen Domizil aufzuhalten.

Darüber, dass die erste Zeit, bis er für sich eine geeignete Bleibe gefunden hatte, für uns beide nicht gerade einfach war, braucht nicht weiter gesprochen zu werden. Ein rascher Schnitt war der sicherste Ausweg aus der zerstörerischen Situation. Unsere Lebenswege hatten eben längst völlig gegensätzliche Richtungen eingeschlagen.

Es dauerte somit eine ganze Weile, bis unsere Treffen und Gespräche wieder in dem Gleichklang verliefen, in denen wir uns den uns vertrauten, spekulativen Themen mit derselben Leichtigkeit widmen konnten, wie in den Jahren

vor seiner Wanderschaft.

Dann kam der Abend, an dem er mir zum ersten Mal von Sarvassam berichtete. Einer Stadt, die inmitten eines öden Weltenbruchstückes auftrugte und durch den Æther trieb. Und er hätte im *NIRGENDWO* – dem *Universum der Imagination*, wie er es auch nannte – dieses *Dunkel* entdeckt und darin eingebettet Sarvassam aufgespürt. Ich war sprachlos, denn in meinen Geschichten bezeichnete ich dieses alles umhüllende Medium eben genau so: Æther.

Nicht zum ersten Mal hielt ich ihm vor, dass er sich mit meinen Manuskripten beschäftigte, wenn ich die Wohnung verlassen hatte und er unbeobachtet gewesen war. Ein Vorwurf, den er jedoch entschieden zurückwies. Er *wusste* davon, behauptete er schlichtweg, wollte sich aber nicht näher erklären.

Also vermutete ich, dass er wieder einmal den Beweis schuldig blieb.

Doch damit wollte ich mich nicht zufrieden geben. Denn selbst wenn er die bis dahin eher spärlichen Aufzeichnungen gesichtet hätte, was würde er berichten können? Also forderte ich ihn nochmals auf, mehr über Sarvassam zu erzählen. Mein Konzept der verlorenen Stadt bestand bislang aus vagen Ideen, einer Handskizze seiner Lage und einem Vorwort zu dem Brettspiel, das ich damals entwickelt hatte. Alles andere waren Gedankenspielereien, die noch mit keiner Zeile beschrieben waren.

Seine Erklärungen würden sich also von selbst in Luft auflösen, ohne mich auf einen neuerlichen Diskurs einzulassen, an dessen Ende nichts anderes als ein weiteres fruchtloses Ergebnis stehen konnte.

Im Stillen belächelte ich noch immer die Spinnerei meines Freundes. Meine Neugier aber überwog in diesem Moment meine Skepsis. Mein vorrangiges Interesse war und blieb, zu erfahren, wie es ihm überhaupt gelingen konnte, innerhalb des *NIRGENDWO*, wenn es dieses *Universum der Fantasie* denn tatsächlich gab, auch nur einen Funken *meines*

Sarvassams gefunden zu haben.

Ferdinand aber wollte mir keine weitere Information geben. Ich würde es nicht verstehen, gab er mir verdrossen zu verstehen. – *Noch nicht*, wie er beschwichtigend einschränkte. *Aber zum jetzigen Zeitpunkt*, erklärte er weiter, *und ohne die Kenntnis dessen, was er, zu gegebener Zeit, noch offen legen würde, bliebe ich doch nur darin bestärkt in meiner skeptischen Haltung gegenüber seinen Worten. Es wäre also nichts gewonnen.*

Dann schwieg er und starrte für eine Weile reglos vor sich hin.

In der folgenden Pause, die er anscheinend nutzte, um Argumente zu finden, wie er meine Zweifel zerstreuen konnte, überlegte ich es mir anders. Wollte ich wirklich meine Ideen durch irgendwelche Spekulationen meines Freundes über Sarvassam verwässern lassen? Warum sollte ich ihn dazu zwingen, etwas zu erfinden, nur um mir zu beweisen ... ja, was eigentlich?

Unbewusst schüttelte ich den Kopf, denn mein Gegenüber blickte auf und sah mich fragend an. »Wohl besser, du beantwortest meine Frage nicht«, gab ich mich versöhnlicher, als ich es eigentlich war. »Sag mir lieber, was es mit *Seelenbund* auf sich hat.«

Aber auch hier blockte er. Zum wiederholten Male bedrängte ich ihn mit gezielten Fragen. Auf welchem Wege er denn dorthin gelangt war. Wie er den transzendenten Zustand erreichte. Und, wie es ihm dann gelungen war, einen physischen Körper zu transformieren, um die Welten zu betreten. Diese und andere Fragen stellte ich ihm, doch er wies mich ab. *Es sei sein dunkles Geheimnis*, sagte er. *Er dürfe den Schwur, den er dem Seelenbund geleistet hatte, nicht brechen. Er sei eine tödliche Verpflichtung eingegangen mit der Loge der realen Imagination, hätte mit dem Eid einen Pakt geschlossen, der selbst mit dem Tod seine Gültigkeit nicht verlor.*

Welchen Versuch ich auch unternahm, an diesem Abend

wollte er auf keine meiner Fragen mehr antworten. Wenn ich mich recht erinnere, war das eines der ganz wenigen Zusammentreffen, an denen unsere Freundschaft hätte zerbrechen können. Unruhig grübelnd und still, wie es in manchen Stunden, da wir um unsere Argumente rangen, der Fall gewesen war, hatten wir dagesessen und uns angeschwiegen. Wir spürten beide, dass an diesem Abend kein Thema mehr zu finden war, das als Brücke zwischen uns hätte dienen können.

So brüteten wir beide in stummer Eintracht und versuchten, unsere inneren Beweggründe zu analysieren. Er, so vermute ich, sann darüber nach, wie er mir schlüssig erklären konnte, weshalb er die Hintergründe seiner Vereinbarung mit dem *Seelenbund* nicht offenlegen durfte. Und mir wurde einfach nicht klar, weshalb Ferdinand so standhaft behauptete, meine Manuskripte nicht gelesen zu haben.

Vergangenheit – Aufzeichnung

Eine Zuordnung der jeweiligen Tonbänder war nach mehreren Versuchen gescheitert, und ich gab es auf, weiter an den Schachteln, vergilbten Zetteln und verblichenen Etiketten nach verborgenen Hinweisen zu suchen. Also wählte ich aus der Kiste wahllos eine der Kassetten und fädelt das Magnetband in das Abspielgerät ein. Die Tonqualität war extrem schlecht, und die Straßengeräusche, die durch die geöffneten Fenster zu mir heraufdrangen, taten ein Übriges, um nach den klobigen Kopfhörern zu suchen, die ganz gewiss noch irgendwo im Kellerregal aufbewahrt wurden.

Als ich einige Zeit, mehr amüsiert als aufmerksam, unserem Disput folgte, tauchte aus dem Hin und Her plötzlich ein Inhalt auf, der mich dann doch etwas genauer zuhören ließ. Mit einem Mal war ich ganz gespannt, wohin das Wortgefecht führte und worauf das Streitgespräch zwangsläufig zusteuern musste.

Irgendwie hatte ich es damals geschafft, die Unterhaltung dorthin zu zwingen, wo mein Wissensdurst bislang keine Nahrung erfahren hatte, und so sollte ich, nach all der Zeit, noch einmal erfahren, was mir Ferdinand damals schon versucht hatte zu vermitteln.

»Es wäre zu aufwändig und ermüdend, dir die letzten mehr als zehn Jahre meiner Suche zu schildern«, hörte ich ihn langsam und zögerlich beginnen. »Auch die teils so absurden, wie gefährlichen, meist lebensbedrohlichen Situationen zu beschreiben, würde allen Rahmen sprengen und wäre letztendlich nur schmückendes Beiwerk.«